



HANS ERNST

Wetterleuchten um Maria



rosenheimer

Verfilmt von
Luis Trenker

»Ja, Mutter, gerne.«

Adrian sprang auf und schnitt im Garten einige von den herrlichen Donald-Prior-Rosen ab, tat noch ein paar von den lachsfarbigem Climbing Testuot dazu.

Dann gingen sie.

Der Weg führte am Sägewerk Antretter vorbei. Heute war dort alles still und wie ausgestorben. Nur ein elektrischer Motor surrte irgendwo leise. Im Hof lagerten neben Bretterstapeln riesige Baumstämme, die den Weg durch die Sägegatter noch zu gehen hatten. Das Wohnhaus lag etwas abseits, ein mächtiger Bau aus Quadersteinen, mit einem weiten, vorspringenden Dach und großen Fenstern. Es sah aus wie ein prachtvolles Gutshaus. In breiten Strömen lag das Sonnenlicht über dem marmorgepflasterten Vorplatz des Hauses. Aber niemand war zu sehen. Nur ein Hund lag faul in der Sonne und rekelte sich träge, als er die Schritte auf der Straße hörte.

Hinter dem Sägewerk führte die Straße ein ganzes Stück an dem Bach entlang, der dann von einer hölzernen Brücke überquert wurde. Und da waren sie bereits in der Gemarkung des Schlossgutes, dem sie immer näher kamen. Hinter einem mächtigen Park mit rauschenden Ulmen verbargen sich das Schloss und die Verwaltungsgebäude. Früher war es der Stammsitz eines Grafengeschlechtes gewesen. Es ging dann durch mehrere Hände, bis es vor etwa einem Vierteljahrhundert von den Aschlebens gekauft worden war.

Früher war Adrian öfter hierher gekommen, denn er war mit Isabella, der Tochter des Freiherrn, befreundet gewesen. Erst als Isabella zu ihrer Mutter in die Stadt gezogen war, hatte sich dieses Verhältnis gelockert.

»Eigentlich wundert es mich«, meinte Adrian, »dass im Leben alles so sang- und klanglos aufhören kann. Früher, du weißt es ja, war ich fast unzertrennlich mit Isabella.«

»Du vergisst, dass sie mittlerweile eine junge Dame geworden ist. Ihre Eltern werden ihr wohl gesagt haben, dass sich der Umgang mit Leuten aus dem Dorf für sie nicht mehr schickt.«

»Dame? Isabella ist ein Jahr jünger als ich.«

»Ja, aber dort wird mit einem anderen Maß gerechnet. Wer weiß, ob sie überhaupt noch daran denkt, dass sie einmal mit dir in unserem Garten gesessen und mit Farben gekleckst hat, die ihr dem Vater gestohlen hattet.«

Adrian lächelte in der Erinnerung an diese herrlich gelebte Kinderzeit. Wie oft waren sie ungebärdig durch die weiten Gänge des Schlosses gestürmt. Sie hatten Forellen gefangen und über offenem Feuer gebraten. Isabella war für jeden Streich zu haben gewesen. Und nun hatte er sie schon fünf Jahre überhaupt nicht mehr gesehen.

In einem weiten Bogen kamen sie wieder auf das Dorf zu. Glasklar standen die Berge über dem dunklen Fichtenwald. In herrlicher Bläue spannte sich der Himmel über dem Land. Einmal war der helle Ruf eines Hühnerhabichts zu hören,

der seine weiten Kreise über einer blühenden Wiese zog.

Danach standen sie vor dem Grab, auf dem der Stein noch fehlte. Und hier verlor Irene die Haltung, die sie vorhin beim Gang durch das Dorf noch gezeigt hatte. Ihre sonst so lebendigen Züge erschienen wie verflacht. Es war das Gesicht einer müden Arbeiterfrau, die sich Sorgen macht, woher sie das Geld für einen anständigen Grabstein nehmen soll.

Gerade um diese Zeit, als die beiden vor dem Grabhügel standen und Adrian seine Blumen niederlegte, schob der Kammerdiener Siegmund Eberlein auf Schloss Siebenzell den gummibereiften Teewagen auf die Terrasse der Südseite.

Freiherr von Aschleben legte die Zeitung weg und rückte seinen Stuhl näher an den Tisch. Er hatte ein schmales, scharf geschnittenes Gesicht, das durch die schweren Augenlider etwas schläfrig wirkte. Während Eberlein ihm den Tee einschenkte, fragte Aschleben:

»Na, Siegmund, was gibt es Neues?«

Sofort zog Siegmund das Notizbüchlein aus der schwarzen Lüsterjacke und begann vorzulesen.

»Am Donnerstag sechzigster Geburtstag des Gutsinspektors Huber. Am Freitag –«

»Ist gut, Siegmund. Was am Freitag ist, weiß ich schon. Ankunft der Herren vom Aufsichtsrat. Bleiben wir also beim Huber. Es würde mich wundern, wenn Sie noch nicht darüber nachgedacht hätten, was man dem Inspektor zu seinem Fest schenken könnte. Er ist nun dreißig Jahre hier.«

»Zweiunddreißig Jahre, Exzellenz.«

Aschleben blickte überrascht auf. Wenn Eberlein ihn so betitelte, dann hatte der sicher etwas auf dem Herzen.

»Na, sehen Sie, Siegmund«, lachte Aschleben. »Sie wissen alles viel besser als ich. Sie sind tatsächlich ein wandelnder Kalender. Also, was denken Sie?«

»Wenn ich mir erlauben darf, Exzellenz, ich habe an ein Bild gedacht. Ein schönes Ölgemälde vielleicht.«

»Gut, ausgezeichnet. Übrigens – Bild? Könnte man das nicht vielleicht aus der Hinterlassenschaft des verstorbenen Malers erwerben? Meinen Sie, dass man dort was Richtiges bekommen kann?«

»Davon bin ich fest überzeugt, gnädiger Herr.«

»Gut, dann gehen Sie morgen hin. Ich bin sicher, dass Sie den Geschmack unseres Inspektors erraten werden.«

»Jawohl! Es ist nur, wenn ich noch wissen dürfte – wegen des Preises. Wie weit darf ich im Höchstfall gehen?«

»Tja, ich denke, dass man unter zweitausend nichts Besonderes bekommt. Herr Sebald hatte doch einen Namen und den muss man bei einem guten Bild immer mitbezahlen«, sagte Aschleben.

»Sehr richtig«, pflichtete Siegmund voller Eifer bei.

»Erinnern Sie mich morgen früh noch mal, dann gebe ich Ihnen einen Blankoscheck. Die Summe können Sie selbst einsetzen. Übrigens – was ist denn mit Ihnen, Siegmund? Wollen Sie immer noch einspännig durchs Leben gehen?«

Siegmund wurde ein wenig rot. »Es wäre immerhin möglich, Exzellenz, dass sich in nächster Zeit etwas ändern könnte.

»Jawohl, heiraten Sie nur. Allein ist's im Himmel nicht schön«, lachte der Freiherr und griff wieder nach der Zeitung.

So machte sich also Siegmund Eberlein am Nachmittag des folgenden Tages auf den Weg zum Malerhäusl. Er zog zu diesem Zweck einen dunklen Anzug an und stand dann dürr und hager vor Irene, voller Hochmut und Herablassung. Diese Haltung war ihm keineswegs aufgetragen worden, aber Irene sollte den Eindruck haben, dass es einzig von ihm, vom Kammerdiener Siegmund Eberlein, abhinge, ob ein Bild gekauft würde oder nicht.

»Tja«, sagte er. »Dann wollen wir mal sehen, ob für meinen Geschmack das Richtige dabei ist.«

Für Irene war es im ersten Augenblick klar, dass das richtige Bild gefunden werden musste. Der Grabstein fiel ihr ein und anderes mehr. Sie bot ihre ganze Überredungskunst auf. Siegmund aber spitzte dazu nur den Mund, als ob er pfeifen wolle, und klappte die Augendeckel herunter.

»Ich bitte, gnädige Frau, meinen Geschmack nicht beeinflussen zu wollen.« Er zog seine Brille mit dem goldenen Gestell aus seinem Rock, hob sie vor die Augen und ging neben Irene mit hölzernen Schritten durchs Atelier. Zuweilen blieb er stehen und machte mit schief geneigtem Kopf kurze Bemerkungen über die Entwicklung der Malkunst im Laufe der Jahrhunderte um dann einen gedrechselten Vortrag über die Umwälzungen in der Kunst des zwanzigsten Jahrhunderts zu halten.

An Irene schwirrten Worte vorbei, die sie bisher nie gehört hatte. Sie musste verzweifelt gähnen und hob erschrocken die Hand vor den Mund.

»Sie gähnen, gnädige Frau? Soll ich das als Zeichen gänzlicher Interessenlosigkeit deuten?«

»Nein, ich bedaure in diesem Moment nur, dass mein Mann nicht mehr lebt. Ihre kunstsinnigen Betrachtungen würden für ihn zweifellos von großem Interesse sein und ...«

»...würden ihn befruchten«, unterbrach Herr Eberlein. »Würden ihn ohne Zweifel außerordentlich befruchten. Ein Künstler braucht ja immer wieder Antrieb von außen her. Aber, um zur Sache zu kommen. Dieses Bild dort, ›Birken im Sturm«, würde mir für meine Zwecke am besten geeignet erscheinen.«

Irene erschrak heftig, hatte aber unverständlicherweise nicht den Mut, zu sagen, dass das Bild bereits verkauft sei, sondern versuchte vielmehr Herrn Siegmund Eberlein zu beschwatzen.

»Birken im Sturm«, sagte sie und neigte den Kopf zur Seite, als wolle sie das Bild auf etwaige Fehler mustern. »Es ist nicht gerade schlecht. Aber der Bergsee ist besser. Auch der Feldblumenstrauß dort. Diese beiden Bilder hängen nur etwas ungünstig im Licht. Auf alle Fälle würde ich eines davon den Birken unbedingt vorziehen.«

»Sie vielleicht. Aber ich nicht«, antwortete Siegmund Eberlein mit hochgezogenen Brauen. »So handeln Bauern, gnädige Frau, wenn sie eine schlechte Milchkuh an den Mann bringen wollen. Ich habe gesagt: die Birken; und dabei bleibt es. Wenn Sie das Geschäft nicht machen wollen, tut es mir Leid. Was soll es kosten?«

Da verlangte Irene in kalter Entschlossenheit einen hohen Preis und dachte, dass der Verkauf daran sicher scheitern würde. Sie verlangte sechzehnhundert Mark.

Herr Siegmund setzte wieder seine Brille auf, trat ganz nahe an das Bild heran und dann zurück bis zur anderen Wand, hielt den Kopf eine Weile nach rechts und dann nach links. Dann zog er seine Brieftasche und fragte, ob er einen Augenblick Platz nehmen dürfe, zückte seinen Füllfederhalter und sagte:

»Sie sollten den Nachlass nicht verschleudern, gnädige Frau. Ich bezahle zweitausend Mark. Das Bild wird morgen abgeholt.« Er reichte ihr den Scheck hin.

Einen Augenblick war Irene zumute, als verbrenne sie sich die Finger daran. »Herzlichen Dank.«

Siegmund Eberlein sah sie groß an. »Nichts zu danken. Man tut was für die Kunst. Es war mir eine große Freude, Ihnen ein wenig helfen zu können.«

»Zu nett von Ihnen. Wenn ich Sie zu einer Tasse Kaffee einladen darf? Oder wollen Sie lieber Tee?«

»Kaffee, wenn ich bitten darf.«

Als Irene draußen war, verlor sein Gesicht allen Hochmut und sein Mund wurde wieder so spitz, als ob er pfeifen wolle. »Donnerwetter«, sagte er vor sich hin. »Eine gut aussehende Frau!«

Dann kam Irene mit dem Kaffee und Herr Siegmund hatte inzwischen den Kammerdiener vollständig abgelegt und war Mensch, nur mehr Mensch und Mann in den besten Jahren. Und er hatte Umgangsformen, darüber war kein Zweifel. Irene bewunderte geradezu, wie er die Kaffeetasse an den Mund führte und wie korrekt der Scheitel seines Haares wie mit einem Metermaß gelegt war. Jetzt zog er ein silbernes Etui hervor und bot Irene eine Zigarette an.

»Danke, ich rauche eigentlich nicht.«

»Rauchen Sie nur. Es ist eine gute Sorte. Der Freiherr von Aschleben raucht sie auch.« Schon knipste sein Feuerzeug, eine kleine, bläuliche Flamme schlug hoch und beleuchtete Irenes Gesicht für einen Augenblick.

Dann sagt der Siegmund: »Dieses Schwarz steht Ihnen ausgezeichnet zu Ihrem blonden Haar. Ich habe Sie schon ein paar Mal bewundert, gnädige Frau.«

»Mich? Bewundert? Ich wüsste nicht ...«

»Nein, das wissen Sie natürlich nicht. Und ich weiß nicht, ob Sie besonderen Wert darauf legen, von mir zu hören, dass Sie eine schöne Frau sind.«

»Danke für das Kompliment. Aber Sie dürfen mir glauben, dass es mir lieber wäre, ich brauchte nicht in Schwarz zu gehen.«

»Das glaube ich Ihnen aufs Wort, gnädige Frau, war doch Ihr Verstorbener ein grundgütiger Mensch, soweit ich ihn gekannt habe. Eine Säule der Zuverlässigkeit und der Fürsorge für die Seinen, wenn ich so sagen darf.«

»Ja, und es ist sehr schwer, wenn man plötzlich mit einem halb erwachsenen Sohn allein dasteht.«

»Schwer insbesondere dann, wenn man nicht weiß, dass einem gute Freunde zur Seite stehen würden.«

Irene wurde ein wenig unsicher. Was wollte er denn eigentlich?

»Ich stelle mir das so vor«, sprach er weiter, indem er seine Fingerspitzen gegeneinander stemmte, »dass man sich im ersten Augenblick wünscht auch sterben zu können. Aber dann mildert es sich mit der Zeit, wie sich alle Schmerzen mildern. Man beginnt wieder an das Leben zu glauben – und dass es auch über ein Grab hinweg so etwas geben kann wie ein Aufblühen eines neuen Glückes.«

»Eines neuen Glückes?«

»Ja, ja, gnädige Frau. Glauben Sie, mir ist die menschliche Seele vollständig vertraut. In meinem Beruf erlebt man so vieles. Und gerade Sie, gnädige Frau, Sie sind viel zu jung und – wenn ich mir erlauben darf, es soll beileibe keine Schmeichelei sein – viel zu schön um das Leben schon als abgeschlossen zu betrachten.«

Irene lächelte müde und strich sich mit der Hand über die Stirn. »Wohin verirrt sich unser Gespräch?«

»Ich bitte um Verzeihung, wenn ich Sie verwirrt haben sollte. Das lag nicht in meiner Absicht. Es ist nur manchmal so, dass einem das Herz durchgeht. Es ist mitunter ein ganz eigensinniges Ding«, sprach Siegmund Eberlein voller Eifer weiter. »Es gaukelt uns oft Sachen vor, die wir zuerst nicht glauben wollen und dann doch glauben müssen, weil das Herz sich nicht irrt.«

»Glauben Sie das wirklich, Herr –?«

»Eberlein«, half er ihr aus. »Siegmund Eberlein. Ja, das glaube ich wirklich, weil ich es an mir selbst erleben darf. Erschrecken Sie bitte nicht, gnädige Frau, wenn ich Ihnen sage, dass sich meine Gedanken in letzter Zeit dauernd mit Ihnen beschäftigen. Ich bedenke meine eigene Einsamkeit. Sehen Sie, was bin ich denn? Ich habe eine gute Stellung und mir stünde eine Sechszimmerwohnung im Schloss zur Verfügung, wenn ich –«

Da stand Irene auf. »Herr Eberlein! Sie vergessen, dass mein Mann erst knapp drei Wochen tot ist.«

Siegmund Eberlein schlug die Augendeckel nieder. »Entschuldigung. Das weiß